



Vielleicht wäre es besser, Afrika wäre bloss ein Bild – in einem Bild könnte man das Elend viel leichter hinter der Schönheit verstecken (Abend in Djenné).

PETER POLDER / © PRO LITTERIS

Fünf Minuten Süsse

«Dogon – Weltkulturerbe aus Afrika» – ein Besuch im Herzen von Mali und eine Ausstellung in Bonn

Im Zentrum von Mali liegt das Land der Dogon, das auf eine tausendjährige Geschichte zurückblicken kann. Der Besucher begegnet hier einer der reichsten Kulturen Afrikas – und einigen der ärmsten Menschen der Welt.

Samuel Herzog

Am besten denken wir gar nicht darüber nach. Wenn wir zwischen den Lehmhütten eines Dorfes im Zentrum von Mali stehen und an jedem unserer zehn Finger ein Kind mit Hungerbauch reisst, das mit eitrigen Augen zu uns hochschaut und mit verklebten Lippen «Bonbon», «Big» oder «Bidon» mummelt, dann wollen wir nicht wissen, wie die Armut dieser Zeitgenossen mit unserer eigenen Geschichte und Gegenwart zusammenhängen könnte. Wirklich nicht. Ausserdem haben wir nur noch ein einziges Schweizer Hustenbonbon in unserer Hosentasche – eine magere Ausrüstung für die Rettung der Dritten Welt. Und doch, auch wenn es zu gar nichts führt, besetzt das unmittelbare Erleben all unsere Sinne, füllt unseren Schädel, bedrängt unsere Gleichmut.

Wollen wir Platz schaffen für andere Gedanken, dann führt kein Weg daran vorbei: Wir müssen die kleinen Händeklammern von unseren Fingern lösen, Kind um Kind von uns abdocken, aus unserem Kopf weisen. Wir heben den Arm hoch, höher, noch ein Stück, und das schwächste Händchen fällt ab. Das schafft Raum für einen Blick über die kleinen schwarzen Köpfe, die Lehmhütten und den Rand des Dorfes hinweg, weit hinaus ins «Pays Dogon», die Heimat einer der bedeutendsten Kulturen Afrikas, deren Errungenschaften derzeit Gegenstand einer grossen Ausstellung in der Bundeskunsthalle Bonn sind. Das «Pays Dogon» beginnt etwa 500 Kilometer nordöstlich von Malis Hauptstadt Bamako und kann nur zu Fuss erschüttelt oder im Schrittempo mit Geländewagen erschüttelt und errüttelt werden. Geteerte Strassen gibt es hier keine, und die Pisten sind nach Regenfällen manch-

mal so stark überschwemmt, dass tagelang kein Durchkommen ist. Das Zentrum des Landstrichs bildet ein 150 Kilometer langer Felsabbruch, die *Falaise de Bandiagara*. Auf dem 500 Meter hohen Brocken liegt eine Zone mit eher spärlicher Vegetation, das Plateau – am Fuss der Felsen beginnt eine weite, zur Regenzeit fruchtbare Ebene (La Plaine), in der auch Hirten (Peuls, Fulbe) mit ihren Kühen und Ziegen einigen Staub aufwirbeln.

Mitten in den Klippen, an den unzugänglichsten Stellen, nisteten sich vor vielen Jahrhunderten die Tellem ein – ein Pygmäenvolk, das seine geringe Körpergrösse offenbar durch Kletterkünste wettmachte und sich so in der Höhe der Felsen vor physisch überlegenen Feinden in Sicherheit bringen konnte. Irgendwann zwischen dem 10. und dem 15. Jahrhundert liessen sich verschiedene Einwanderer in dem Gebiet nieder und überlagerten die Bevölkerung der Tellem. Über die Jahrhunderte entwickelte sich dann das, was man heute unter dem Namen Dogon-Kultur kennt.

Der Felsen von Bandiagara

Neun Kinder hängen immer noch an unseren Fingern, neun Augenpaare tasten unseren Körper ab, suchen unseren Blick. Von unten sieht unser Gesicht wohl aus wie ein feuchter Brotlaib, der sich rosig leuchtend vom Blau des Himmels abhebt. Würde man uns jetzt fotografieren, müsste die Legende lauten: «Weisser Mann mit kleinem Bauchansatz und grosser Kamera, von schwarzen Kindern umringt». Aber es ist uns lieber, wir werden jetzt nicht fotografiert. Wir ziehen erst den Bauch, dann den grossen Finger der rechten Hand ein, als wäre es das Fahrwerk eines Flugzeugs – und schon haben wir ein zweites Kind abgeworfen.

Die Dogon bauten ihre Häuser ebenfalls in die Felsen hinein, wauten auch an etwas leichter zugänglicher Stelle. Dogon-Häuser haben eine nach oben leicht verjüngte Form, die ein wenig an Strandkabinen aus Stoff erinnert. Sie sind aus Stein, Holz und Lehm gebaut, mit kleinen Türen und meist mit flachen Dächern, auf die man über eine spezielle Leiter, eine Art Baumstamm mit Kerben, gelangt. Zu

jedem Haus gehören verschiedene Speicher, auf Stelzen aus Holz, oft mit Strohdach, meist dekoriert und mit geschnitzten Türen versehen. Sie dienen vor allem der Aufbewahrung der Hirse, die hier überall angebaut wird. Ein zentrales Element in jedem Dorf ist die sogenannte *Togu-na*, eine offene Halle mit einem niedrigen Dach, in der sich die Dorfältesten versammeln. Unter den acht Lagen aus Hirse-Stengeln, mit denen die *Togu-na* gedeckt ist, wird nichts anderes als Dorfpolitik gemacht. Jeder Clan hat ausserdem seine eigene *Guina*, eine Art Schrein mit einer von Nischen überzogenen Fassade, in dem die Fetische aufbewahrt werden.

Wenn wir uns die Lumpen ansehen, in denen diese Kinder an uns hängen, dann kratzt uns die teure Funktionswäsche ein wenig, die wir im Outdoor-Geschäft für das Abenteuer Afrika erstanden haben. Die Hose aus Hightech-Garn, mit Flieger-tasche und Reissverschluss, wirkt wie eine Art Rüstung nebst dem löchrigen Hemdchen, das sich an sie schmiegt. Eines der Mädchen trägt als Shirt eine zerknitterte schwarze Plastictüte – auf einem Pariser Laufsteg wäre das vielleicht der letzte Schrei. Jetzt spüren wir auch die dicke Schicht aus Mückenspray und Sonnencreme, die jede freie Stelle unserer Haut überzieht – auch eine Art Panzerung, hinter der sich unser Körper verstecken kann, nicht aber unser Gemüt. Also spreizen wir so schnell die Finger, dass eine weitere Kinderhand von uns abrutscht und zurückfällt in den johlenden Tross, der uns beim Gang durch das Dorf begleitet.

In den ursprünglichen Siedlungen unmittelbar am Fusse der Felsen leben heute nur noch wenige Dogon. Die meisten sind etwas weiter in Richtung Tal gezogen, wo sie dem Wasser und ihren Feldern näher sind, wo sie Vieh halten können und ihnen jedes Dorf steht nun nebst der *Togu-na* meist auch eine Moschee, ebenfalls aus Lehm gebaut – oft mit Zinnen bewehrt, nach dem Vorbild der berühmten Lehm-Moschee von Djenné. Es gibt auch, ungewöhnlich diskret, ein paar katholische «Kirchen» – Lehmhütten, vor deren Fassade ein Metallkreuz hängt. Die Islamisierung hat die animistischen Tra-

ditionen zwar etwas in den Hintergrund gedrängt – ganz ausgerottet aber sind sie nicht, im Gegenteil: «Der Islam und das Christentum sind Fassadenreligionen», ist etwa Lassara Cissé von der Mission Culturelle de Bandiagara (MCB) überzeugt, «im Herzen sind die Menschen hier traditionell animistisch.» Die sichtbare Realität gibt ihm recht – selbst in stark islamisierten Gemeinden wie Songho werden Getreidespeicher immer noch mit Fetischen wie etwa ausgestopften Wildkatzen geschützt. Andererseits benutzen Handwerker aber auch Motive mit traditionell animistischer Bedeutung, um allerlei Gegenstände für den Souvenirmarkt zu schmücken – etwa Halterungen für Klopapier.

Der Tisch des Fuchses

Haben wir denn überhaupt etwas gemeinsam mit diesen Kindern? Kann man die Welt von jemandem, der den Boden mit einer Spitzhacke bearbeitet, mit der Welt von jemandem vergleichen, der drei Computer besitzt und zwei Zahnimplantate? Sie sind froh, wenn sie zur Hirse etwas fettige Hammelsauce bekommen – und wir sind froh, wenn wir genau die nicht essen müssen. Eine abrupte Bewegung der Schulter, und schon gleitet ein weiteres Patscherchen von uns ab.

Nicht nur die Architektur der Dogon hat sich in den letzten Jahrhunderten nur wenig verändert – auch viele Traditionen sind geblieben. Maskentänze werden zwar auch gern für Besucher aus der westlichen Welt aufgeführt, und bei der Massenbeschneidung verwendet man heute für jeden Knaben ein eigenes Messer (über die Beschneidung der Mädchen spricht man mit Fremden lieber nicht). Insgesamt aber haben viele Traditionen ihre Bedeutung und ihre Macht bewahrt – zum Beispiel auch die des Fuchsorakels, dessen Stätte sich etwas östlich von Sangha findet. Hier ist eine Art Tischplatte auf dem sandigen Boden abgesteckt, in dem nach bestimmten Mustern Steinchen und Hölzchen angeordnet sind. Mittels Erdnüssen verehrt der Fuchs, den die Dogon als ein heiliges Wesen verehren, auf diese «Table du renard» gelockt, und er hinterlässt

Fortsetzung auf Seite 66